



Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reichs entgegen.

Ausgegeben am 12. April.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1884 bis dahin 1885.

Abonnements-Preis, bei allen Buchhandlungen M. 1. — pro Quartal, bei sämmtlichen Postanstalten M. 1.20 pro Quartal Preis der einzelnen Nummer 10 Pf.

Wessen Schuld?

Roman aus der Gegenwart von O. Eiser.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Als Offizier-Casino des Dragoner-Regiments befand sich nicht weit von der Wohnung Eberhards. Zur Feier des Geburtstages eines Kameraden hatte man eine Boule gemacht und das gesammte junge Offiziercorps saß in heiterer Stimmung um die festlich geschmückte Tafel.

Da saß vor Allem als Präsident am oberen Ende des Tisches ein etwas ältester unverheiratheter Rittmeister. Seine jovialen, feuchtschimmernden Augen blickten lustig hinweg über die gerundeten glänzenden Wangen und den fed emporgedrehten Schnurrbart. Wenn der Rittmeister lachte — und er brach oft in ein lustiges lautes Gelächter aus — so gerieth das Büchlein, das jetzt so gemüthlich aus der aufgeknapften Uniform hervorlag, in heftige Bewegung und ein krampfhafter Husten schien dem Leben des kleinen Mannes Gefahr zu drohen. Uebrigens verwaltete er das Amt eines Tischpräsidenten mit unnachahmlicher Würde und strafte jedes Vergehen gegen die Tafelordnung mit weißer Strenge dadurch, daß er den betreffenden Sünder zu einer Flasche Burgunder oder, wenn es ein sehr schweres Vergehen war, zu einer Flasche Champagner „Veuve Clicquot“ oder gar „Monopol Heidsieck“ verdammt.

Dem würdigen Präsidenten zur Seite hatte ein unverheiratheter Major, der nur ausnahmsweise bei Gelegenheitsfesten am Offizierstisch Theil nahm, Platz genommen. Seine stattliche Figur, sein scharfmarkirtes Gesicht mit den bligen Augen und der großen Gabichtsnase erinnerten an das Portrait eines berühmten Reitergenerals, dessen berühmten Namen der Herr Major auch trug. Dieser berühmte Name sei es auch, behaupteten einige böshafte Lieutenants, denen bekanntlich nichts heilig ist, welcher den Herrn Major noch bei dem Militär festhalte; ohne denselben und den Ruhm seines Großvaters wäre der Herr Major wohl schon längst wegen seiner unüberwindlichen Neigung zum Spiel, für Wein und Weiber zur Disposition gestellt.

Außer diesen beiden wichtigen Persönlichkeiten sind noch erwähnenswerth ein elegischer Premier-Lieutenant, der seit Jahren auf den zweiten Stern in seinen Epauletten wartete, und der Regiments-Adjutant, ein hagerer, rothnasiger Offizier, der mit ungeheurer Wichtigkeit den jüngsten Offizieren dienstliche Verhältnisse auseinanderlegte, bei welcher Thätigkeit er

jedoch das Trinken durchaus nicht vergaß. Beides, die Gelehrsamkeit in dienstlicher Beziehung, als auch der unstillbare Durst, imponirte den jugendlichen Marsjöhnen gewaltig und sie betrachteten dieses ausführenden Organ des Herrn Commandeurs mit scheuer Ehrfurcht.

Es ist äußerst schwierig, ich sehe es ein, neben diesen Personen von so erdrückendem Interesse einige Aufmerksamkeit dem Helden dieser Erzählung, Eberhard von Ellern, zu schenken, doch ist es unumgänglich nothwendig, und so will ich mich denn so kurz als möglich fassen.

Eberhard mochte vielleicht 28 Jahre alt sein. Seine nicht sehr hohe Gestalt zeigte das schönste Ebenmaß in allen ihren Verhältnissen; sein Antlitz war männlich schön; in seinem blaugrauen Auge strahlte jugendlicher Idealismus, göttlicher Leichtsinns und edle Begeisterung, Eigenschaften, welche auch hauptsächlich die Grundzüge des Charakters Eberhards bildeten. Sein Idealismus war nur zu sehr geneigt, die realen Verhältnisse zu übersehen; sein Leichtsinns ließ ihn sich in Unternehmungen stürzen, welche wenig mit der spießbürgerlichen Vernunft gemein hatten; aber sein Edelmuth, seine ehrenhafte Gesinnung bewahrten ihn davor, daß diese Streiche seines jugendlichen Leichtsinns in Lasten oder gar Schlechtheiten ausarteten. Er war der Liebling der Damen wegen seiner geselligen Talente und erwarb sich die Achtung seiner Kameraden durch die tiefe Bildung, welche er sich im Laufe der Jahre anzueignen gewußt hatte. Als Sohn des reichen Barons von Ellern auf Ellernbruch konnte er sich manche Extravaganzen erlauben, und man erzählte sich, daß er in den ersten Jahren seines Offizierslebens den väterlichen Geldbeutel tüchtig in Anspruch genommen habe.

Seit er Gretchen Vollmer kennen gelernt, war sein in toller Jugendlust oft überschäumendes Wesen stiller und weicher geworden. Oft saß er wie im Traum verloren da; er sann und dachte darüber nach, wie er Gretchen zu der Seinen machen könne. Kein unerledeter Gedanke stieg dabei in ihm auf; zu gut dünkte ihm die Geliebte, als daß sie das Opfer einer niederen Leidenschaft werden sollte, und zu tief war seine Liebe zu dem Mädchen, als daß er das Vertrauen und die Neigung ihres unerfahrenen Herzens hätte mißbrauchen können.

So saß er auch heute wieder schweigend im Kreise der Kameraden und hörte mit halblächelndem Munde dem Geplander derselben zu, das sich in höchst geistreicher Weise um die beliebten Themata: Hunde, Pferde und Weiber bewegte. Der Major mit dem berühmten Namen hatte schon merkwürdige Zeichen von Ungeduld gegeben und der rothnasige Adjutant befohl soeben einer Ordonnanz, die Karten zu bringen und den Spieltisch zu bereiten, als eine zweite Ordonnanz auf Eberhard zutrat und diesem meldete, daß sein Diener ihn zu sprechen wünsche.

Eberhard ging hinaus und hörte mit Erstaunen die Botschaft des Burschen. Rasch nahm er Mütze und Säbel und eilte seiner Wohnung zu.

Als er die Thür seines Zimmers öffnete, sprang Gretchen hocherröthend von ihrem Sitze empor, als wollte sie ihm entgegenzueilen; dann blieb sie mit niedergeschlagenen Augen, gefalteten Händen und wogendem Busen vor ihm stehen.

„Was ist vorgefallen, mein liebes Gretchen?“ rief Eberhard, ihre zitternden Hände erfassend und die bebende Gestalt an seine Brust ziehend. Doch statt aller Antwort schlang Gretchen plötzlich die Arme um seinen Nacken und schluchzte heftig.

Eberhard führte das aufgeregte Mädchen zu dem Sopha und hier ersuhr er denn endlich Alles. Gretchen schüttete ihm ihr ganzes Herz aus, klagte ihm all ihr Leid, das sie so lange allein getragen, aus Scham, vor den Augen des Geliebten ihre ungeligen Familienverhältnisse zu enthüllen.

„Ich will fort von hier, Eberhard,“ sprach sie schließlich. „Ich kann die entwürdigende Behandlung nicht mehr ertragen. Ich werde mir in einer anderen Stadt eine Stellung suchen, ich habe ja Gott Lob so Mancherlei gelernt, daß ich mir meinen Lebensunterhalt selbst verdienen kann.“

Unmuthig, auf's Höchste erregt ging der junge Offizier im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich wieder neben sie, zog sie in seine Arme und suchte sie zu trösten.

„Ich werde an meinen Vater schreiben,“ sagte er. „Ich will ihn um die Erlaubniß bitten, meinen Abschied nehmen zu dürfen, und dann, mein liebes Gretchen, wirst Du mein süßes, geliebtes Weib.“

Sie lächelte erröthend unter Thränen zu ihm auf.

„Aber bis die Antwort meines Vaters eintrifft,“ fuhr er fort, „darfst Du Deinen Entschluß, von hier fort zu gehen, nicht ausführen. Ich werde Dir bei ruhigen anständigen Leuten eine Wohnung mietthen. Dort kannst Du abwarten, was geschieht. Deine zierlichen Stidereien und Arbeiten geben Dir Beschäftigung genug, und, mein liebes Gretchen, ich freue mich sehr meines Reichthums, ich kann Dir helfen.“

„Ich will gern so lange hier bleiben, bis die Antwort Deines Vaters eintrifft. Aber Du mußt mir versprechen, Alles zu vermeiden, was den Anschein erwecken könnte als unterstütztest Du mich. Kann ich erst vor der Oeffentlichkeit als Deine Braut erscheinen, dann will ich Dir gern Alles verdanken, aber jetzt —“

Sie schwieg hocherröthend und auch Eberhard blickte stumm zu Boden. Er fühlte, daß Gretchen recht handelte, seine Unterstützung zurückzuweisen, und doch war er unmuthig und ärgerlich, daß er nicht frei in seiner Handlungsweise sein durfte.

„Bist Du mir böse, Eberhard?“ flüsterte Gretchen, indem sie den weißen Arm um seine Schultern legte. „Sieh, ich darf nicht anders handeln. Was würden die Leute sagen! Sie würden den gehässigsten Verdacht auf uns werfen und das kannst Du selbst doch nicht wollen. Ich habe Dich so lieb!“

Wie im Traum hielten sich die Liebenden umschlungen und vergaßen Welt und Leben!

Weit draußen vor dem Thore, in der Vorstadt, lag ein kleines wein- und rosenumranktes Häuschen. Dasselbe, früher von einem Gärtner bewohnt, war nur ein Stodwerk hoch; einige Stufen führten zu der Hausthür hinauf, welche eine Gaßblattlaube überschattete und an deren beiden Seiten sich zwei Fenster, durch grüne Jalousien verschließbar, befanden. Umgeben war das Häuschen durch einen gut gepflegten Blumen Garten; zwei mächtige Kastanienbäume bedeckten mit ihren Zweigen fast das ganze Dach, auf dem eine Schaar weißer Tauben gurrte. Auf den Stufen der Treppe lag in dem warmen Sonnenschein ein riesiger, zottiger Hund mit der Mähne eines Löwen; ein kleines Hündchen, in dem der Leser leicht den niedlichen „Fischy“ wiedererkennen wird, zerrte in muthwilligem Spiel an den langen Haaren seines gutmüthigen Genossen.

Weite Gärten trennten das Haus von den Nachbargehöften und Wohnungen, so daß eine friedliche Stille, eine traumartige Ruhe über der kleinen Besizung lagerte. Hinter dem Garten erhoben sich steil ansteigende Höhen, von herrlichen Buchenwäldungen gekrönt, somit dem lieblichen, idyllischen Landschaftsgemälde einen trefflichen Abschluß gebend. Und über dem Bilde wölbte sich der wolkenlose Himmel des Herbstmonats September. Leicht verschleiert schien die Sonne, einzelne silberne Fäden führte der leichte Wind mit sich und legte sie mitleidig auf die Wunden, welche die Senfe des Schnitters, die Scheere und das Messer des Gärtners der alten Mutter Erde geschlagen. Der Rosen Blätter fieden weilt nieder oder wurden fortgetragen durch die Luft in die blaue Ferne; die Trauben des Weins färbten sich gelb und dunkelroth; die Aepfel, Birnen und die anderen Früchte zeigten schon die dunklen Farben der Reife und das Laub der Bäume ward übergossen von den prächtigen Reflexen des scheidenden Sommers.

An einem der geöffneten Fenster des Häuschens, umrahmt von den dunkelglühenden Trauben und den röthlich sich färbenden zackigen Weinblättern, saß, mit einer zierlichen Handarbeit beschäftigt, eine liebliche junge Frau. Ihr dunkelbraunes Auge erhob sich oft von der Arbeit und schaute forschend die Straße entlang. Ueber ihr reiches blondes Haar huschten die Sonnenstrahlen und umgaben das etwas bleiche, aber unendlich liebreizende Gesichtchen mit goldenem Glanze.

Wiederum hatte sie aufmerksam die Straße entlang gesehen und gelauscht; ein leises Roth überflog ihre Wangen und ihre Augen blühten freudig auf.

Auf der Straße erklangen die Hufschläge eines trabenden Pferdes und im nächsten Augenblicke bog ein Reiter, ein junger schlanker Dragoneroftizier, um die Ecke des Weges, welcher auf das einsame Häuschen zuführte.

Die junge Frau verschwand vom Fenster und trat freudig erregt vor die Hausthür; die Hunde sprangen munter bellend am Gartengitter empor, vor dem sich soeben der Reiter vom Pferde schwang. Die Zügel warf er dem nachfolgenden Diener zu und eilte dann auf die junge Frau zu, welche er innig in seine Arme schloß.

„Du kommst heute so spät, mein Eberhard!“ flüsterte diese, hold erröthend zu ihm aufsehend.

„Verzeih mir, Geliebte,“ erwiderte der junge Offizier, „der Dienst hielt mich zurück. Aber jetzt bin ich für drei Tage frei, ich habe Urlaub genommen und bleibe die ganze Zeit bei Dir!“

Arm in Arm trat das Paar in das Häuschen, während der Diener mit den beiden Pferden seines Herrn in die Stadt zurückkehrte.

Der Leser wird leicht errathen haben, daß Gretchen Vollmer die junge Frau, und Eberhard von Ellern der Offizier waren.

Eberhard hatte sein Wort gehalten und an seinen Vater geschrieben; doch dieser hatte mit vollständiger Enterbung und Verklöpfung gedroht, wenn sich sein Sohn zu diesem Schritt verleiten ließe.

„Nach meinem Tode“, so schrieb der alte Herr von Ellern, „bist Du Herr über Dein Thun und Treiben. Aber so lange ich lebe, verlange ich Gehorsam gegen mich und Respektion meiner väterlichen Autorität. Ich will dem jungen Mädchen, das Du zu lieben vorgeibst, nichts Schlechtes nachsagen, ich halte Dich für klug genug, daß Du Dich nicht betrügen ließest, aber ich kann Dir nur raten ein Verhältniß nicht ernst aufzufassen, welches Dich um Deine Stellung in der Gesellschaft und im Staate bringen kann.“

Gretchen hatte durch Zufall diesen Brief gelesen; sie dubelte nicht, daß Eberhard im hartnäckigen Trotz seine Stellung aufgab, und als er fast weinend vor ihr auf's Knie sank, ihr gestehend, daß er sie nicht verlieren könne, da hatte sie die Arme um seinen Hals geschlungen und ihm leise in's Ohr geflüstert:

„Du sollst mich nicht verlieren. Ich bleibe bei Dir; ich vertraue Deinem Wort, mich nicht zu verlassen.“

Zunächst hatte er die Hocherröthende in die Arme geschlossen und nicht daran gedacht, welches Opfer sie ihm bot.

„Ich will Dich halten wie mein Weib, Geliebte,“ hatte er gesprochen. „Keine Macht der Erde soll mich jemals von Dir trennen! Meine Ehre setze ich zum Pande.“

Und dann hatte Eberhard das verborgene Häuschen in der Vorstadt gemiethet, es ausgestattet mit allem Comfort und still und friedlich lebte hier in tiefster Verborgenheit Gretchen, bedient von einer älteren Magd, welche auch des Mädchens Handarbeiten zum Verkauf in die Stadt brachte.

Ihre Familie bekümmerte sich nicht im Geringsten um die Entflohrene.

„Es ist gut, daß sie fort ist,“ meinte Frau Abelheid. „Ihr Baron von Ellern kann sie besser unterhalten, als wir armen Leute.“

Wollte in dem Gewissen des Gerichtschreibers einmal ein leiser Vorwurf aufsteigen, so ward er rasch durch die freischende Stimme seiner liebenden Gattin zum Schweigen gebracht unter Hinweis darauf, ob sie vielleicht nicht genug an den drei unerwachsenen Kindern hätten. Die Bekannten der Familie fragten wohl nach Gretchen, doch wurde ihnen gesagt, daß sie in einer anderen Stadt eine Stellung in einem Geschäft angenommen. Wahre Freunde oder Freundinnen hatte Gretchen nicht unter ihnen und so gaben sich die guten Leute bald zufrieden; hatte doch ein Jedes genug mit den eigenen Sorgen und Mähen zu thun.

Gretchen schien nach einigen Wochen vergessen. Draußen in der Vorstadt kannte sie Niemand. Die armen Leute, kleine Handwerker, Gärtner oder Arbeiter, kümmerten sich wenig darum, ob das einsame Häuschen, welches lange leer gestanden, wieder bezogen ward. Sie schauten wohl der zierlichen, schlanken Frauengestalt neugierig nach und zerbrachen sich in der ersten Zeit die Köpfe darüber, in welchem Verhältnisse sie zu dem jungen Dragoneroffizier stehen möchte, der sie so oft besuchte; als die alte Dienerin, die Kathrin, aber einstmals geäußert, daß es eine Verwandte des Offiziers sei, so beruhigten sich die Gemüther bald. Man gewöhnte sich an die stille liebliche Erscheinung, ja man fing an, Gretchen zu achten und zu lieben, da manche Arme, manches kranke Kind die Miththatigkeit der jungen Dame erfahren hatten.

So führte Gretchen ein glücklich-friedliches Leben, und wenn einmal Sorgen und bange Zweifel in ihrer Seele aufsteigen wollten, dann suchte und fand sie Trost an der Brust

Eberhards, der mit rührender Aufmerksamkeit und zukommender Liebe sie umgab, alles Unangenehme oder Peinliche ihrer Lage von ihr fern zu halten wußte und ihr Vertrauen auf den endlichen Sieg ihrer treuen Liebe von Neuem erweckte.

Mit ausgewähltem Geschmac war das Innere des Häuschens eingerichtet; alle ihre Wünsche hatte Eberhard, ohne sie deshalb zu fragen, zu erfüllen gewußt. Das Wohnzimmer war geschmückt mit den schönsten Blumen und Blattspflanzen, deren Besitz Gretchen schon lange ersehnt hatte; ein Piano machte es ihr möglich, ihre unterbrochenen Musikstunden wieder aufzunehmen; in dem Glasschrank befand sich eine Bibliothek ihrer Lieblingsdichter, deren Lectüre sie so lange hatte entbehren müssen, denn im Hause des Gerichtschreibers wurden nur die officiellen Regierungs-Anzeigen gelesen; im zierlichen Käfig schaukelte sich auf vergoldetem Ringe ein Paar jener niedlichen Papageien, die sich selbst im Tode die Treue bewahren.

Ihr Voudoir und Schlafgemach war ein Meisterstück des Decorateurs, und in der kleinen sauberen Küche erfreute sich das Auge an einer funkelnden Einrichtung, die stets von Neuem das Entzücken der alten Magd hervorrief.

Der Garten, welcher das kleine Landhaus umgab, war das Zierlichste, das Schönste, was man sich denken konnte. Die kunstgeübten Hände eines erfahrenen Gärtners hatten aus der Wildniß des lange vernachlässigten Platzes ein kleines Paradies geschaffen, mit bunten Blumenbeeten, schattigen Gängen und dunklen, kühlen Lauben.

Welche selige Tage und Abende verlebte Gretchen an der Seite des Geliebten in dem Garten, in den dunklen Lauben, wenn der Mond am sternenerfüllten Himmel langsam emporstieg, wenn der Abendwind leise in den Blättern der Gebüsch und den Zweigen der alten Kastanien flüsterte, und von fern her aus dem Walde der Gesang einer Drossel klang. Versunken war die Welt mit ihren Sorgen und Nothen; hinter ihr, wie ein wüster Traum auf immer vergessen, lag das entsehlliche Leben im elterlichen Hause; vergessen war die freischende Stimme der Stiepmutter, das rauhe Scheltwort des Vaters, das Schreien und Lärmen der ungezogenen Stiefgeschwister. Glücklich, selig ruhte sie dann in den Armen des Geliebten. Kein trüber Gedanke an eine schwere Zukunft verseuchte das Gefühl des Glückes aus ihrem Herzen, kein Wunsch nach Veränderung ihres Lebens störte den Frieden ihres Gemüths — sie hatte Alles, Alles gefunden was sie erstrebt, in seiner Liebe, in seiner Treue! Was kümmerte sie die Welt da draußen! Mochte diese böse, neidische, glückstörende Welt sein vergessen, sie wünschte nichts mehr — sie liebte und ward wieder geliebt! Die Liebe war ihre Welt! Die Nähe des Geliebten ersetzte ihr den Umgang mit den Menschen; sein Wort, seine Unterhaltung war ihr genug, sie sehnte sich nicht nach den klatschjüchtigen, böshaftern Menschen da draußen in der Welt!

Und als der Herbst, der Winter kam, wie lieblich waren die Abende, wenn er ihrem Spiel oder ihrem Gesange lauschte und sie belohnte mit freundlichem Lächeln und innigem Kuß; wenn sie neben ihm saß und er ihr vorlas aus den Werken der großen Meister; wenn er das neuerichene Buch eines modernen Schriftstellers mitgebracht aus der Stadt und sie zusammen die Seiten durchflogen; wenn er ihr erzählte von seinen Reisen, seinen Abenteuern in den Feldzügen, oder mit ihr Pläne einer goldenen Zukunft schmiedete!

(Fortsetzung folgt.)

Großartige Brückenbauten.

(Mit Illustration.)

Deutsche, Engländer und Amerikaner wetteifern in neuerer Zeit darum, die schwierigsten und gewagtesten Brücken nach eigenen oder verbesserten Systemen anzulegen und durch dieselben auf eine Weise, die man noch vor 50 Jahren nicht ahnte, den Verkehr wahrhaft erstkaulich zu fördern. Schöne Muster solcher Art sind unter anderen die Eisenbahn-Gitterbrücke über die Weichsel bei Dirschau, die Tunnelbrücke über die Meerenge von Menai (zwischen England und Irland), die herrliche Bogenbrücke über den Duero bei Oporto, die Niagara-Brücke, die Mississippi-Brücke bei St. Louis, die Gitterbrücke über den Rhein bei Köln, die Obisbat-Vincinattabrücke, die Kentucky-Brücke (beides Ketten-Gitter-System), und die riesige Ketten-Gitterbrücke für den gesamten Fahr- und Fußverkehr zwischen Newyork und Brooklyn über den East-River.

desen zweiten Bande adter Auflage wir unsere Abbildung entnehmen, und welches wir als ein ganz vorzügliches Werk für die allgemeine Verbreitung hiermit empfehlen, enthält in Bezug auf den Bau und die Beschaffenheit des Riesenwerkes folgende Stelle: „Bei diesem Triumphe der heutigen Technik vereinigte dieser wahrhaft geniale Mann (Höbling) das Gittersystem mit dem Kettenbänderystem, wobei er an jeder Seite der Brücke zwei Ketten statt einer aufhängte. An einer derselben ist das Obergefäß, an der anderen das Untergefäß des Gittertunnels aufgehängt, und zwar beide nicht, wie bei den gewöhnlichen Kettenbrücken mit störenden, sondern mit schrägläufigen Drahttauen, wodurch das Banten nach der Seite bedeutend vermindert wird. Der Gittertunnel selbst ist äußerlich 5 Meter hoch und 7 Meter breit; unter der Fahrbahn



Die eiserne Brücke über den East River bei New-York. (Siehe Seite 412.)

Daß eine Kettenbrücke eingeführt wäre, ist uns nicht bekannt, wohl aber ist der schreckliche Einsturz der Röhrenbrücke über den Tay während eines Sturmes, wobei ein ganzer Eisenbahnzug mit allen Personen im Strome versank, noch in aller Zeitungsleser Gedächtniß.

Im System der Gitterbrücken sind seit 30 Jahren colossale Fortschritte gemacht worden; während z. B. die 1856–1859 gebaute Kistler-Strapburger Gitterbrücke nur 50 Meter Spannweite, die Kistler Gitterbrücke 105 Meter, die Dieckhauer Brücke 122 Meter Spannweite hat, liegt die Spannweite bei der Niagara-Brücke auf 250 Meter, bei der Chiabai auf 304 Meter, bei der Kentucky auf 373 Meter, bei der East River auf 518 Meter!

Auch die Draht-Hängebrücke über die Niagarafälle hat 385 Meter Spannweite, die Britannia-Tunnelbrücke 286 Meter. Alles dies sind colossale Resultate der modernen Brückenbaukunst, die in keiner Zeit der Geschichte ihres Gleichen haben.

Meist waren es Deutsche, welche die großartigen Brücken der Neuzeit anlegten. Namentlich sind die Riesenbrücken über die Stiboi, die Kentucky, Niagarafall und Cast-Niver von Johann August Köbling und theilweise von dessen Sohn gebaut, nachdem der Vater am 22. Juli 1869 beim Bau der Cast-Niver verunglückte.

Die letztbezeichnete Brücke wurde 1866 begonnen und 1884 vollendet.
Spamers „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“

bahn befindet sich die Passage für die Fußgänger in Form von Gitterwerk, welches zugleich die Schienen für die darüberliegende Fahrbahn trägt.

In der Haupttafel sind nach demselben System die Opiotbrücke und Kentschbrücke gebaut. Die am 24. Mai 1883 mit einem Aufwande von 15½ Million Dollars vollendete Gatt-Niederbrücke zeigt einige Verbesserungen dieses Systems. Die Brückenbahn liegt 34 Meter über dem Wasser, das höchstliegende Stahlgitter sogar 42½ Meter hoch. Die längste Spannweite beträgt 518 Meter; das Gewicht der Brückenconstruction 6740 Tonnen.

Nach dem Gelingen dieses Riesenwerkes kann kaum noch die Rede davon sein, daß irgend ein Fluß zu breit für eine Eisenbahn, ein Thal zu tief für Ueberbrückung; denn auch hier hat ein Deutscher Einiges geleistet: der Württemberger Adolf Wenz bei dem Bau der auf 20 eisernen Stützen ruhenden Brücke über das Klingenthal im nordwestlichen Pennsylvanien für die Lake Erie und Western Railroad, bis jetzt die höchste der Welt.

Doch wird auch hiermit kein Stillstand eintreten. Bald wird man von der Erfindung irgend eines neuen Systems hören, welches noch weitere Spannungen, noch größere Höhen gestattet.

Unter Rosen.

Roman von **Martin Bauer.**

(Fortsetzung.)

Kachdruck verboten.
Uebersetzungsbrecht vorbehalten.



Marion verließ achselzuckend wieder das Zimmer ihrer Gebieterin; wenn diese in Träumereien versank, bekam das Mädchen überhaupt keine Antwort, das hatte sie in letzter Zeit gelernt. Sie wollte in einer Viertelstunde wieder nachfragen.

Gräfin Vera hatte das Gesicht in die Hände vergraben, still und regungslos saß sie da, man konnte meinen, sie schlafe, aber die Thränen stahlen sich aus den gesenkten Wimpern hervor und fielen langsam und schwer durch die schmalen Finger, um auf dem goldbraunen Sammet ihres Gewandes liegen zu bleiben.

Röstliche Tropfen, sie besiegelten die Wiebergeburts einer Seele. All' der falsche Stolz, der unbeugsame, herrische Wille, er wich der Uebermacht der Liebe; Gräfin Vera sah den Weg klar vor sich, den sie gehen mußte, um nichts zu sein als ein liebendes, geliebtes, in seiner Liebe demüthiges und doch auch wieder stolzes Weib.

Als sie nach wenigen Minuten den Kopf hob und die Thränen trocknete, da schimmerte ein weiches Licht in den dunklen Augen, die böse Falte auf der Stirn war ganz verschwunden und der kleine Mund lächelte lieblich. Sie schellte der Zofe und befahl ihr, die Kerzen auf ihrem Schreibtisch anzuzünden, sie habe einen Brief zu schreiben, den Etienne heut noch auf die Post besorgen müsse; und die kluge Marion machte große Augen, denn der Ton der Stimme hatte nicht kurz und herrisch geklungen, wie sonst, sondern weich und gütig; — c'était un événement — sie sah neugierig auf die schöne Herrin, die gleichgiltig fortfuhr — wobei aber ein leises Vibriren der vollen Stimme deutlich erkennbar war —:

„Wir reisen in den nächsten Tagen, Sie können immerhin anfangen, an das Einpacken zu denken.“

Reisen, jetzt, mitten im Winter! — Demoiselle Marion war consternirt; — und wohin? Sie empfand eine brennende Neugier und es war wohl zu entschuldigen, daß, als sie eine halbe Stunde später den verhängnißvollen, zierlich gefalteten Brief in Empfang nahm, um ihn Etiennes befördernden Händen anzuvertrauen, sie sich erst mit dem Studium der Adresse beschäftigte.

Ein Blick belehrte die kluge Zofe nicht bloß über das Ziel des Briefes, sondern sie wußte auch das Ziel der angekündigten Reise, und kopfschüttelnd händigte sie dem wartenden Etienne den Brief aus, um dann bei sich selbst höchst unehrerbietiger Weise zu murmeln:

„Sie ist wahnsinnig, vollkommen wahnsinnig!“

XVI.

Ein kalter, klarer Januar war herausgezogen in seiner ganzen bleichen Pracht. Der Schnee lag glatt und glänzend auf der schlafenden Erde, und die Sonne, deren kalten Strahlen keine belebende Kraft innewohnte, weckte tausend glitzernde Funken aus seinem eintönigen Weiß, so daß es schier wie das köstlichste Geschmeide schimmerte und durch seinen Glanz das Auge des Beschauers zum Abwenden zwang.

Das war der Hochzeittag Helenes.

„Hochzeit“ — hatten die schneebedeckten Tannenbäume sich zugeflüstert, als der kleine Zug durch den Wald nach dem nahe gelegenen Kirchdorf zur Trauung gefahren war — „Hochzeit“ — und sie schüttelten verwundert mit den Wipfeln, daß der Schnee wie leichte, kleine Federchen von ihnen abflog und sich in die Mähen der feurigen Schimmel setzte, die den Brautwagen zogen.

„Mit Schimmel fahren bringt der Braut Unglück,“ hatte Tante Theresie gewarnt, aber Helene war nicht abergläubisch, sie hatte bloß ein spöttisches Lächeln für der guten

Tante Ammenmärchen übrig; — was für ein Unglück sollte ihr drohen? Mit siegesgewisser Miene hatte sie in den hohen Wandspiegel geblickt, der ihr ein bezauberndes Bild zurückstrahlte.

Aber die Tannenbäume schüttelten doch mit den Wipfeln und flüsterten und raunten einander zu. Sie waren schon alt, sie hatten schon gar viele Brautpaare zur Trauung fahren sehen, sie kannten die Menschenkinder und nahmen Theil an ihrem Leben und Lieben, und das heutige Brautpaar wollte ihnen nicht gefallen.

Die Braut sah zwar wunderschön aus in dem milchweißen Atlaskleide mit der königlichen Schleppe, dem bräutlichen Kranz und kostbaren Spitzenschleier, aber es fehlte der schüchterne und doch auch wieder stolze Blick in den Augen, das mädchenhafte Erröthen der zarten Wangen, das demüthige Neigen des Köpfchens, der ganze unaussprechliche Zauber, wie er jeder echten Braut innewohnt. Es war eine blendend schöne, aber keine liebliche, anmuthige Braut, — so meinten die alten Tannenbäume mit ihren langjährigen Erfahrungen, und das düstere Gesicht des jungen Mannes ihr zur Seite gefiel ihnen auch nicht. Das konnte unmöglich Glück bringen, ein Brautpaar mußte anders aussehen. Ob die Tannenbäume Recht hatten?

Es war eine sehr kleine Hochzeitgesellschaft; nur Baron Clauswitz und Kurt Baldow waren als Trauzeugen dabei. „Nur keine Festlichkeiten!“ hatte Marburg fast mit Festigkeit abgewehrt, und er hatte seinen Willen behalten.

Nach der Trauung, die Nachmittags drei Uhr stattfand, „ein kleines bescheidenes Diner,“ wie der Amtsrath sagte — daß man trotz dieser Versicherung die ausgefeiltesten Delicassen erwarten konnte, stand fest; — um sieben Uhr mit dem Schnellzuge würde das junge Ehepaar nach Berlin abreisen, dort wollten sie die Fitterwochen verleben, wenn sie die Reiseluft nicht weiter führte. Das konnten sie dann halten wie es ihnen beliebte!

Während der Abwesenheit des jungen Paares sollten der Papa und die Tante Theresie Schloß Barmen vollständig einrichten, es werde kein Wippsfigürchen auf der jungen Frau Schreibtisch, kein Puderbüschchen auf dem Toilettentisch fehlen, wenn das Paar im Frühjahr seinen Einzug halte.

Alles war gut geplant, und Helene sah mit siegesgewissen Blicken in die Zukunft; sie hatte erreicht, was sie erreichen wollte, jetzt würde sie das Erreungene festzuhalten wissen, es war unwiderruflich ihr eigen. Unwiderruflich! — Ihr Kopf hob sich höher und in den blauen Augen leuchtete kalter Triumph.

Kurt Baldow sah die Braut zuweilen mit prüfenden Blicken an, denen sich etwas wie Verlegenheit bemischte. Er hatte Helene so lange geliebt oder doch wenigstens zu lieben geglaubt, er hatte es ihr deutlich genug gezeigt, und nun war sie die Frau seines Freundes und er der Bräutigam eines Andern, an die er noch vor einem halben Jahre nicht anders als an eine liebe Jugendspielin gedacht hatte. Spielte nicht auch das Schicksal zuweilen mit den Menschen ein räthselhaftes Spiel?

Wenn er heut an Marburgs Stelle wäre? Der Gedanke hätte ihn vor wenigen Monaten auf den Gipfel der Glückseligkeit geführt und verursachte ihm heut ein peinliches Gefühl. Und Marburg sah, weiß Gott, nach allem Andern eher als nach Glück aus. Was sollte das bedeuten und wie würde es werden?

Eine kleine, schweigsame Gesellschaft; der Bräutigam so selbstsam zerstreut, der Papa verstimmt — er sah in dieser Verbindung kein Glück für seinen Liebbling.

Tante Therese vergoß viele heimliche Thränen. Sie sah Unglück, nichts als Unglück in dieser Verbindung vom ersten Augenblicke an; und nun noch dazu die Schimmel!

Baron Clauswitz war der Einzige, dem seine Unbefangenheit nicht abhanden kam. Er hatte wohl auch so etwas klüden gehört von einer unglücklichen Liebe des Grafen Marburg, aber er war nicht der Mann, um solchen Redereien großes Gewicht beizulegen. Unglückliche Liebe — dummes Zeug! Das beste Mittel dagegen war eine vernünftige Heirath; nun, und diese Heirath hier war vernünftig, sehr vernünftig. Damit war die Sache für ihn abgethan, und er führte nach der Trauung mit einem gewissen Behagen das große Wort bei Tische.

Er war, wie wir wissen, ein sehr eifriger, wenn auch weniger erfolgreicher Landwirth, und so war es kein Wunder, wenn sich seine Expectationen viel auf landwirthschaftlichem Gebiete bewegten. Er hatte eine andere Fruchtfolge aufgestellt, nach dieser rationellen Methode bewirthschaftet, werde Chorkow ganz neue, noch nie geahnte Resultate aufweisen.

Er setzte sein Sectglas an den Mund und trank es mit einem Zuge leer, dann schien er auf Widerspruch zu warten, aber da keiner erfolgte, denn Niemand sprach, so entwickelte er seine Theorien mit breiter Behaglichkeit immer weiter.

In diesem Augenblicke trat einer der Diener an den Grafen Werner mit der Meldung heran, sein alter Friedrich sei soeben von Barmen herübergekommen und wünsche seinen Herrn zu sprechen.

Der Graf stand gelassen auf.

„Du verzehst einen Augenblick,“ sagte er zu seiner Braut in ruhig höflichem Tone und verließ, ohne ihre Zustimmung abzuwarten, das Zimmer.

Helenens seine Brauen zogen sich ein wenig zusammen, wie sie ihm nachblickte, dann wandte sie sich mit irgend einer nichtigen Bemerkung an Tante Therese.

Der Papa sah fragend zu seiner Tochter herüber.

„Wo ging denn — ha, ha,“ lachte er gezwungen — „wo ging denn Dein Mann hin, Lenchen?“

„Eine Nachricht aus Barmen, wohl etwas Geschäftliches —“ Friedrich wartete auf ihn,“ erwiderte sie mit völlig unbewegter Stimme, aber zwei dunkelrothe Flecke zeigten sich auf den zarten Wangen und die Finger bemühten sich, ein Brotkrügelchen zu bilden, das durchaus keine runde Form annehmen wollte.

Baron Clauswitz ließ sich nicht im Mindesten stören — Graf Marburg reiste heut Abend ab, auf mehrere Wochen, er hatte wohl eine Bestellung in seiner Wirthschaft vergeben — das war etwas so Selbstverständliches, man kam ihn daran erinnern — was weiter? und er fing wieder von seinen Plänen zur anderen, besseren, rationellen — das war des Barons Lieblingsausdruck — Bewirthschaftung Chorkows an, zum stillen Ergötzen Kurts, der sich aber wohl hütete zu

widersprechen, denn er wollte seinen Schwiegerpapa nicht reizen, er war ihm, in Anbetracht seines Hochzeitstages, zu wichtig als Bundesgenosse der strengen Mama gegenüber, die durchaus den Sommer abwarten wollte und, nach Art aller Frauen, tausend Gründe für ihre Ansicht in's Feld zu führen wußte.

Eine unbehagliche Stimmung lag während der nächsten Viertelstunde über der ganzen kleinen Gesellschaft. Helene sah, unruhige Erwartung in den Zügen, unausgesetzt nach der Thür, ob der Verschwundene nicht bald wiederkehre, der Amtsrath rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her und selbst Baron Clauswitz fing an, seine Unbefangenheit nach und nach gänzlich einzubüßen. Es war doch wohl ein wenig sonderbar, dieses plötzliche Verschwinden des Bräutigams — er stand mitten in einem angefangenen Satze, fuhr sich mit der Hand glättend über den spärlichen Haarmuch und räusperte sich, seiner Gewohnheit nach, hörbar: „hm, hm.“

Jetzt lagerte bleierne Stille über der Hochzeitstafel, die Braut zerpflückte unbarmherzig die Spitzenmanschette ihres kostbaren Bouquets, endlich sah sie mit einem dunklen Blicke auf.

„Papa, Du...“ sie konnte nicht weiter sprechen, die Stimme verlagte ihr, aber der Papa hatte sie verstanden, er stand sofort auf.

„Hast Recht, Kind, ich will gleich einmal nachsehen, ich bin in zwei Minuten zurück,“ und die Thür schloß sich hinter ihm.

Die Nachrichten, die er zurückbrachte, klangen freilich nicht tröstlich. Friedrich hatte dem Grafen einen Brief überbracht, der soeben mit der Post für ihn eingetroffen, mit dem Vermerk: „Per Expressen zu bestellen.“ Der Brief sei klein und zierlich gewesen, habe einen ausländischen Poststempel gehabt und, da der Graf heute Abend abreisen wollte, habe Friedrich für nöthig gehalten, den Brief selbst zu überbringen. Der Graf habe den Brief hastig aufgerissen, dann sei er bleich geworden, so bleich wie ein Todter, und habe sich taumelnd einen Augenblick gegen die Wand gelehnt, den Brief habe er in der Hand zusammengeknittert. Wenige Sekunden später habe er sich ausgerafft, das Haus verlassen und sei auf des Dieners Pferde davongesprengt, ohne Kopfbedeckung, in der leichten Gesellschafts Kleidung, in der Richtung nach Barmen zu.

Das war der Bericht des alten Dieners, der sehr in Sorge um seinen geliebten Herrn war, und der Amtsrath glaubte seiner Tochter nichts vorenthalten zu dürfen.

Helene war aufgesprungen, sie war sehr blaß geworden, während ihre Augen unnatürlich groß und dunkel ausluden, jetzt sagte sie mühsam mit seltsam umschleierter Stimme:

„Du mußt anspannen lassen, Papa, wir müssen sofort hinüberfahren.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Beltroman von **Wladimir Fürst Meshchersky.**

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

XXXII. Nach dem Ball.

Der Ball war beendet. Petersburg schlief. Elisabeth lag in ihrem Bette.

Bald laut, bald leise, bald sanft wiegend, bald lustig tönten noch die Melodien des Walzers in ihren Ohren. Sie glaubte das Lichtmeer des Ballsaals zu sehen. Viele Stimmen tönten durch einander; plötzlich sagt eine Stimme:

„Wie ist sie schön!“ Unwillkürlich sieht sie sich um. Ein schöner, noch junger General ist es, der diese Worte gesprochen hatte und ihr Blick begegnet dem seinigen. Sie fühlt, wie das Blut ihr in's Gesicht schießt, ihre Wangen glühen.

„Welch' eine angenehme Ueberraschung, daß Sie nach Petersburg gekommen sind,“ sagt neben ihr stehend ein Großfürst, auf den alle Blicke gerichtet sind.

Sie sieht, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist, und es klingt ihr sehr angenehm.

„Welche Art Conversation befehlen Sie?“ fragte Fürst Gri-Gri, sich neben mich setzend. „Soll sie weltlich, frivol oder menschlich sein?“

„Nur nicht frivol,“ antwortete ich und blickte ihn an. Was hat er für kluge, ausdrucksvolle Augen!

„Welch' ein sonderbares Schauspiel ist ein Ball,“ sagte er. „Wie Viele giebt es hier, die gerne ruhig und bequem

bei einander sitzen möchten, um sich vernünftig auszusprechen zu können, statt dessen hoden sie auf diesen kleinen vergoldeten Stühlen, und wenn sie eben ein recht interessantes Gespräch begonnen haben, da müssen sie rasch aufstehen, um eine Tour auszuführen!" Wie hübsch sagte er das! Er hat solche ausdrucksvolle Geberden.

"Gi, Gri-Gri tanzt immer die Mazurka mit der Königin des Balles," sagt ihm der Großfürst im Vorübergehen.

"Zum ersten Mal, Hoheit," antwortet, sich geschickt erhebend, der Fürst.

"Wie beiseiden!" antwortet der Großfürst.

"Mit den Divinnen des Balles habe ich oft getanzt, aber mit der Königin tanze ich zum ersten Mal."

"Haben Sie das gehört?" sagt der hohe Herr lächelnd zu mir.

"Wie finden Sie unsere Cavaliere? Brav, in der That," fügt er hinzu, sich wieder an Gri-Gri wendend und ihm auf die Schulter klopfend. "Entschuldigen Sie mich, wenn ich Sie mit meiner Gegenwart belästige," sagte er dann wieder zu mir.

Gott, wie viele Augen waren auf mich gerichtet! Mir war bange und doch war es mir angenehm. Wie viele Menschen habe ich gesehen, wie viele Damen haben sich mir vorstellen lassen. Wenn Sergei das gesehen hätte! Der arme Sergei, er hat sich heut wohl gelangweilt; er hat gewiß daran gedacht, wie es mir auf dem Balle geht, was seine Schwester macht. . . . Wie ist sie rein; sie hat wirklich etwas Ueberirdisches, mir ist es immer, als hätte sie allein ein weißes Kleid an — man fürchtet, sie zu beflecken, wenn man ihr nahe kommt.

Wie sah sie auf Alles, was sie umgab, während der Mazurka; ich blickte sie nur einmal an, später fürchtete ich mich sie anzusehen, es war mir, als sei sie mein Gewissen und als mache sie mir einen Vorwurf, weil ich mich so gut amüsirte. Aber was ist denn im Grunde daran Schlechtes? Ich bin doch jung, warum soll ich mich nicht amüsiren? Einmal werde ich doch gewiß in Petersburg in der Gesellschaft leben müssen. . . . Werde ich das müssen? Wird Sergei es wollen? Jedenfalls hat er schon viel erlebt und ich nicht. . . . Ach Gott, jedesmal, wenn ich an ihn denke, sehe ich nicht sein Gesicht, sondern das Gesicht des Fürsten. . . . Nein, das ist Unsin. Aber dieser Walzer war doch entzückend. . . . diese Melodie, wie reizend!

Ich hatte eben eine Tour beendet, wollte mich setzen, Fürst Gri-Gri schob mir einen Stuhl zu und sagte:

"Während Sie walzten, habe ich Ihr Schicksal zu errathen gesucht."

"Auf welche Weise?" fragte ich.

"Das ist mein Geheimniß," antwortete er. "Aber ich habe nichts Gutes erfahren."

"Wirklich? Was haben Sie denn erfahren?" fragte ich mit großem Interesse. Er lächelte so sonderbar; mir wurde bange um's Herz.

"Ich habe die Zukunft zu errathen gesucht und habe mich geirrt, weiter nichts," sagte er. "Es ist ja doch erlaubt, sich zu irren."

"Nein, das sagen Sie nur um mir auszuweichen. Was haben Sie erfahren?"

"Nun gut, wenn Sie es durchaus wissen wollen, werde ich es Ihnen sagen. Bei der dritten Wendung des Walzers habe ich gesehen, daß Sie und Ihr Bräutigam Bewohner verschiedener Zonen sind. Sie gehören einer südlichen, er einer nördlichen Zone an."

Diese Worte waren im Scherz gesagt, aber sie frappirten mich. Warum sagte der Fürst das, und warum wiederholt der närrische Suchotin dasselbe so viele Male? Ich blickte ihn verflohen an und unsere Blicke begegneten sich. Es schien mir. . . . Welche unsinnigen Gedanken kommen einem in den Sinn auf einem Balle. . . . Und immer dieser Walzer. . . . er hatte etwas Berauschenes.

Aber bin ich denn wirklich in Petersburg, in der großen

Welt, in diesem Strudel, von dem ich noch vor Kurzem so fern war?

Ja, es ist kein Traum. . . . es ist Wirklichkeit — und ich fühle es, ich bin eine ganz Andere, als ich war. . . . Aber mußte ich mich so verändern? . . . Da ist Olga z. B., ihr ganzes Wesen athmet Frohsinn; hat sie sich verändert? Nicht im Geringsten. . . . Und ich, habe ich mich denn wirklich verändert? Ich liebte Simafowo, das Landleben, die Einsamkeit — liebe ich denn das Alles nicht mehr? Da steht unser Haus, ich sehe es. . . . Nein, ich sehe es nicht. . . . Ach, dieser Walzer, dieser Saal kommen immer dazwischen!

Wie sagte der Fürst von dem Landleben? Seine Worte klangen halb spöttisch, halb wehmüthig:

"Ich liebe das Landleben nicht, denn ich fühle, daß ich auf dem Lande leben sollte und daß ich es nie thun werde."

"Und ich liebe das Landleben," sagte ich, "weil ich auf dem Lande gelebt habe und auch künftig leben werde."

"Daß Sie auf dem Lande gelebt haben, ist wahr, aber daß Sie es in Zukunft thun werden, ist sehr zweifelhaft," erwiderte er.

"Warum zweifelhaft?"

"Aus freiem Willen werden Sie es nicht thun," behauptete er. "Sie sind nicht dazu bestimmt, mit Kühen zu leben, sondern mit Menschen. Sie sind dazu bestimmt, Allen die Köpfe zu verdrehen, Alle toll zu machen, und eine Miene anzunehmen, als bemerkten Sie das gar nicht, als thäten Sie das nur so beiläufig. Darf ich Sie um einen Walzer bitten?" Seine Stimme verstummte und wir flogen davon, wir schwebten, als würden wir von Wolken getragen. . . . Gefällt er mir denn? Er spricht gut, klug, gewandt, aber hat er denn wahren Werth? Lacht er nicht über Alles und scheint an nichts zu glauben? Kann ein Mensch, der an nichts glaubt, mir gefallen? Nein. Darum gerade liebe ich Sergei, weil er einen Lebenszweck hat. Er weiß was er will, aber dieser weiß es nicht. Aber ist das nicht vielleicht nur Vertellung bei ihm? Wie wehmüthig sah er aus, als wir in der Mazurka vom Glück sprachen und er sagte: "Meine Idee von Glück ist eine sehr originelle: ich glaube Denen, die sagen, sie seien glücklich, auf's Wort, aber ich weiß nicht, was dieses Wort bedeutet." Und beim Abendessen sagte er, sein Glas hebend: "Ich trinke auf Ihr Glück!"

"Und Ihre Prophezeiung?" fragte ich lachend.

"Möge sie zur Lüge werden. Jemand muß doch glücklich sein. Wohin man blickt, überall sieht man Unglückliche, und die Menschen verdienen es nicht besser; aber Sie — setzte er nach einer kleinen Pause hinzu — Sie scheinen es zu verdienen, glücklich zu sein."

Wie ernst sah er aus, indem er diese Worte sprach.

"Giebt es denn wirklich so viele Unglückliche?" fragte ich.

"In unserer großen Welt, kann ich Sie versichern, sind fast Alle unglücklich," flüsterte er. "Sehen Sie die Menschen an, die mit uns an diesem Tische sitzen. . . . Wollen Sie, daß ich Ihnen von jedem Einzelnen sage, wodurch er unglücklich ist? Ich will gleich mit mir selbst anfangen. Ihr ergebenster Diener weiß nicht einmal, was das Wort Glück bedeutet, und dem Aeußeren nach merkt man ihm das gar nicht an. Neben mir sitzt die verwitwete Gräfin Biskopski. Ihr Mann ist todt; sie brennt vor Verlangen, einen andern zu bekommen und es will ihr nicht gelingen, da sitzt sie und blickt auf die Welt wie ein Uhu. Dieser General, der neben ihr sitzt — sein Ziel ist, eine Anstellung im Civildienst zu erhalten und Minister zu werden, aber es geht nicht. Ist er glücklich? Seine Nachbarin ist die Fürstin Bezubof; ihr Gemahl ist hübsch, gutmüthig, kurz ihr fehlt nichts, was zum Glück nöthig ist. Aber ein Kummer nagt an ihrem Herzen: der Hof kommt nicht zu ihren Soiréen. Der arme Fürst Swatjarsow, unser vis-à-vis, sollte man nicht glauben, der habe Alles, was ein Mensch sich wünschen kann? Und dennoch fehlt ihm Alles. Er hat sich in der

Wahl seiner Frau geirrt, statt einer bescheidenen, häuslichen Frau hat er eine alberne, leere Weltbabe bekommen. Und jener Herr, der Ex-Minister, er hat fünfzehntausend Rubel Einnahme, eine niedliche Frau, gute Kinder; sollte er nicht glücklich und ruhig sein? Nein, er ist dennoch unglücklich, denn er will wieder Minister werden. Und die Gräfin Bobrofski, diese reizende Frau, hat einen Mann, der ein Ungeheuer ist; er sollte sterben, aber stirbt nicht, weil — er ein Ungeheuer ist . . .“

Es ist merkwürdig, wie ich mich an Alles das erinnere. Die Gräfin Bobrofski ist eine höchst lebenswürdige Frau. Wie freundlich kam sie zu mir nach dem Abendessen und wie sympathisch klang ihre Stimme, als sie mir sagte:

„Ich erwartete, Sie bei mir zu sehen, und da Sie nicht kamen, wollte ich Sie aufsuchen, aber heftige Kopfschmerzen verhinderten mich daran. Wittschtschew und seine Schwester sind meine Freunde: ihr Onkel ist mein Herzensfreund; deshalb werden Sie es begreifen, daß ich sehr wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich wollte Ihnen meine Dienste anbieten, um Sie in der Gesellschaft einzuführen, aber ich sehe, Sie bedürfen meiner nicht. Man trägt Sie ja auf Händen.“

Dies waren ihre Worte, aber es schien mir, daß die Gräfin dabei ironisch lächelte, obschon sie mir gleich darauf die Hand reichte und hinzusetzte:

„Ich hoffe, Sie bei mir zu sehen und schreibe meinen Namen unter die Zahl Ihrer Freundinnen ein.“

In diesem Augenblick näherte sich uns die Gräfin Trubekskoi. Als diese beiden Frauen neben einander standen und ich ihre Stimmen hörte, ihre Blicke sah, war es mir, als müßte ich mich ganz auf die Seite der Gräfin Bobrofski stellen und mich von der Gräfin Trubekskoi entfernen.

„Ich weiß schon, von was die Rede ist,“ sagte die Trubekskoi. „Gräfin Bobrofski nimmt Sie, meine Schöne, unter ihre Protection. Das ist aber gar nicht nöthig. Wissen Sie auch, Gräfin, wer diese Dame protegirt?“

„Sie?“ erwiderte die Bobrofski mit sanfter Stimme.

„Nein, das Schicksal. Wenn das Jedem seine Gunst zuwendet, geschehen Wunder. Sie, meine Liebe, haben Niemandes Protection nöthig; Sie haben rein durch Ihre Persönlichkeit im Sturme eine Stellung erobert, die Andere, wenn sie auch noch so hübsch und klug sind, in Jahren nicht erlangen. Deswegen achtet will ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Gräfin Bobrofski — ne vous déplaît, Madame

la comtesse,“ fügte sie hinzu, der Gräfin einen leichten Knig machend, — „eine der reizendsten Frauen ist.“

Nach diesen Worten rief sie Jemanden an und lief fort.

Was ist sie für eine sonderbare Frau! Kann mein Erfolg sie so interessieren? Es scheint mir immer, als wolle sie mir Schmeicheleien sagen.

In Wirklichkeit hat sie ja Recht; habe ich denn diesen Erfolg nicht mir selbst zu verdanken? Ich bin nicht demüthig

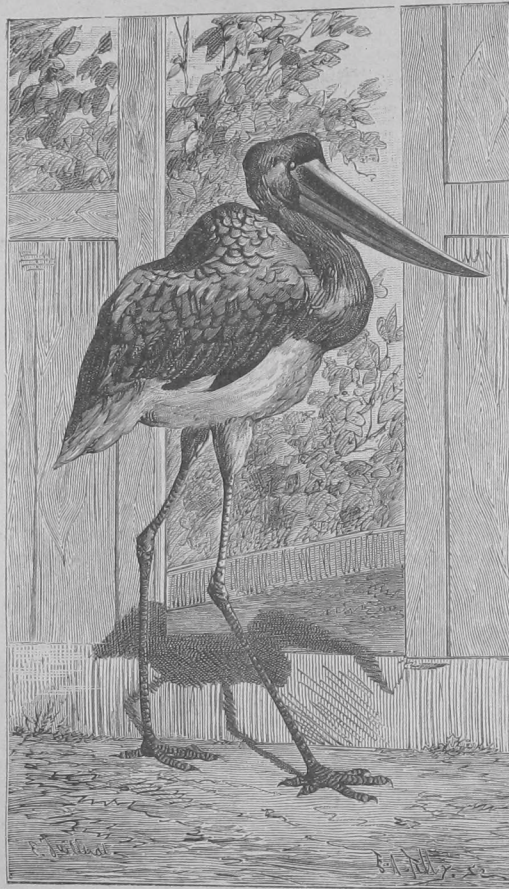
und gesenkten Hauptes aufgetreten — nein, ich habe Allen muthig in die Augen gesehen und mich nicht einschüchtern lassen. Hätte die Fürstin Wittschtschew mich so empfangen, wenn ich zu ihr hingekommen wäre mit der Miene einer armen hilfslosen Waise? Ich trat ihr entgegen, ebenso stolz wie sie, und gleich wurde sie lebenswürdig gegen mich, und wie lebenswürdig! Und bei der Fürstin Biboli — wie viele Kränkungen mußten wir verschlucken, weil ich vor ihr dajaf wie ein blöder Backfisch mit niedergeschlagenen Augen! Jetzt will ich doch zu ihr hinfahren, und mich ihr zeigen, wie ich jetzt bin!

— Sergei gefällt das nicht, wie es scheint, er hat mich nie so gesehen. Nun gut, mit ihm allein werde ich die alte Lisa sein, aber in der Gesellschaft werde ich immer stolz und selbstbewußt auftreten . . . O, es war doch schön, — dieser Abend — dieser Walzer, diese Mazurka, die verschiedenen Touren, diese beständige Bewegung, dieses immerwährende Wechseln der Cavaliere . . . Und dann das großartige Souper . . . Alles war herrlich! Hoffentlich fahren wir übermorgen wieder zum

Ball, und dann kommt der Ball bei der Fürstin Wittschtschew, da werde ich die Mazurka mit Sergei tanzen. — Aber wird das wirklich so amüsant sein? Sergei hat einen Fehler, er nimmt das Leben zu ernst; in seinem Alter muß man die Dinge leichter und heiterer ansehen.

Wie wäre es, wenn ich es mir zur Aufgabe machte, ihn dazu zu bringen? Ihm wird das nichts schaden und für mich wäre es doch sehr amüsant. Wir könnten ja abwechselnd auf dem Lande und in Petersburg leben; wir würden bei uns empfangen, ich würde so reizende Soirées einrichten, mit lauter lebenswürdigen Frauen und interessanten Männern. Versuchen könnte man es doch! Ach, was habe ich für unsinnige Gedanken! Vor drei Tagen dachte ich doch ganz anders, ich verachtete das weltliche Treiben, fand Alles hohl, nichts als Klatschereien, Vieblosigkeit, Neid, Lüge — und plötzlich bin ich entzückt davon?

(Fortf. folgt.)



Der Dabiru vom Senegal. (Siehe Seite 419.)



Ein Ziegenhirt in den Abruzzes. (Siehe Seite 419.)

